

Nr. 85. Bromberg, den 11. April 1930.

Die Clari-Marie.

Roman von Ernst Zahn.

(26. Fortsetzung.) ——

24.

Das jüngste Kind einer Welschen war krank, eines armen Weibes, das zehn Kinder zur Welt gebracht und erfahren hatte, welche Hilfe die Clari-Marie für ein Bettelweib wie sie war. Die schickte nicht zum Doktor, als ihr vierjähriger Bub sich an dem Übel legte, das im Dorf war und nicht weichen wollte; zur Clari-Marie rannte sie: „Komm, Frau, hilf!"

Die Clari-Marie ging hin; sie hatte schmale Lippen, als sie in die dumpfe, fürchterliche Stube trat, in der die andern Kinder mit dem kranken zusammengesperrt waren; auf der Zunge lag ihr ein: „Schick zum Doktor, Frau; der gilt im Dorf, nicht mehr ich."

Aber als sie das Elend wieder sah, das sie zehnmal hatte kennen lernen können, brachte sie es nicht anders über sich und war es ihr, als könnte hier kein anderer, als müßte sie helfen. Sie mühte sich um das Kranke, ordnete die Stube, lüftete und sah doch, daß die Geschwister des erkrankten Kindes da nicht bleiben konnten, sollte das Übel nicht auch an sie kommen. Sie brachte die älteren nach vielem Bitten und Betteln bei Nachbarn unter, drei nahm sie selber nach Hause. „Da, Kind, hast Gesellschaft und kannst abwarten", sagte sie zur Severina. Die war froh wie kaum je, räumte zwei Kammern zurecht und verzog von der Clari-Marie, damit sie nachts in der Nähe des welschen Kleinvolks sei, über die Treppe hinauf in eine der beiden Dachstuben.

Am nächsten Tage schon waren die Kinder heimisch, und die Severina ging mit leichten Schritten im Hause umher, hatte glänzige Augen und lachte mit dem Kleinvolk um die Wette. Jetzt war Leben im Haus!

Eines Tages kam die Clari-Marie zurück, blickte nicht so bitterlich streng und verschlossen wie sonst, hatte fast ein leises Rot der Freude auf den Wangen. „Jetzt wird er gesund, der Welschen ihr Bub", sagte sie. Die Nacht war sie fortgeblieben und hatte bei dem kranken Kind gewacht. Wunder, Wunder, jetzt wurde es gesund, ihr wurde es gesund!

Die Severina, die ihr in den Flur entgegengegangen war, sah bleich aus. „Aber", sagte sie hastig, „mit der Maria, dem Mädchen, ist es nicht recht. Es liegt noch oben im Bett. Die ganze Nacht hat es gefroren, mit nichts habe ich es erwärmen können. Zu mir habe ich es genommen, und doch hat es geschüttelt vor Frost."

Die Clari-Marie blieb mit einem Ruck auf dem Weg in die Stube stehen. „Oben liegt es, das Kind?" fragte sie.

Die Severina nickte. Da trat die Clari-Marie auf die Treppe, die ins obere Stockwerk führte. Aber sie wendete sich plötzlich wieder: „Zu dir hast es genommen?" fragte sie hastig und mit kurzem Atem. Und kopfschüttelnd ging sie hinauf zu dem Mädchen.

Am Ende war es: Das Mädchen der Welschen, die Maria, wurde krank im Hause der Clari-Marie, während der Bub daheim bei der Mutter rasch genas. Da ließ die Clari-Marie die zwei gesunden Kinder in ihre eigne Stube bringen und verbot ihnen, die kranke Schwester zu sehen; sie selber trat oben bei dieser die Wacht an. Die Severina hieß sie auf die gesunden achten. „Daß du mir nicht mehr zu der Maria hinaufgehst", schmälte sie.

Aber die Severina hatte für das Kranke mehr Liebe und Mitleid als für die Gesunden, stand manchmal plötzlich hinter der Base, wenn diese um das fiebernde Kind sorgte, und lieh ihr Hand; und die Frau war so versunken und eifrig in der Pflege, daß ihr oft nicht auffiel, wie die Severina ihr eignes Gebot übertrat. Plötzlich freilich pflegte sie dann zu erwachen, schob das Mädchen mit unwirscher Eile aus der Kammer, sagte ein: „Jetzt kommst mir nicht mehr, hörst", aber ihr Drängen war nicht so streng wie sonst; da sie zu wohl unterschied, wie das warme Herz die Severina zum Helfen trieb, und sie darum nicht schelten mochte.

Dann geschah auch das Große und Freudige noch, daß dieses zweite Kind genas. Es kam der Tag, an dem die Clari-Marie die Kinder wieder heimbrachte zu deren Mutter. Mit festem, raschen Griff tat sie bei der Welschen die Tür auf. „So", sagte sie im Eintreten mit ihrer klaren, starken Stimme, „jetzt ist wieder einmal Sonntag, Frau! Jetzt kannst deine der Reihe nach ansehen; es ist keines mehr mehlfarbig wie auch schon."

So ließ sie dem Weibe die Gesundheit in der Stube zurück und einen kleinen Reichtum, die Tage neu anzufangen; ein Laib Brot lag auf dem Tisch, ein paar Franken daneben, und drei der Kinder gingen in neuem Gewand von dem starken Tuch, wie die Clari-Marie es selber aus Schafwolle spann.

Die Krankheit wich nicht nur aus der Elendstube der Welschen; sie verließ auch das Dorf. Da hatte der Jaun sie vertrieben. „Das ist denn schon ein Geschickter", sagten die vom Isengrund.

Der Winter ging zu Ende. Es wurde wärmer im Tal. Schmutzige Eiskrusten lagen noch über den Wegen, aber über die Mittagsstunden rannen Bäche daraus und die Dachtraufen liefen, und oben am Rotstock kam die große Laue, die immer den Frühling ansagt.

„Brauchst auch nicht mehr so einzuheizen jetzt", sagte die Clari-Marie zur Severina. Sie saß über eine rauhe Näharbeit gebeugt und öffnete jetzt das Kleid am Halse. „Jesses, wie heiß", stöhnte sie.

„Es ist doch noch kalt," gab die Severina zurück. Da sah die Clari-Marie erst, daß sie am Ofen stand und sich wärmte.

„Ja, frierst denn, du?" fragte sie staunend. „Gestern und heute friere ich immer," antwortete die Severina. Jetzt sah die Clari-Marie das andre noch, das, daß das Mädchen wundersam aussah, wie ein Wachsbild, Nase, Stirn, Wangen und Lippen, alles weiß, aber scheinig, wie mit unsagbar feinem Werkzeug geschnitten und geglänzt, das Gesicht schmal, von großem Ebenmaß. Der Clari-

Marie fuhr es wie ein Stich ins Herz: Wie ein Engel ist sie, das Kind!

Sie erhob sich langsam, legte die Arbeit weg, schüttelte den Kopf. „Was hast denn? Was ist denn mit dir?“ Mit diesen bedächtigen Reden kam sie langsam an die Severina heran, die lächeln wollte und doch einen ängstlichen Ausdruck in den Augen hatte. Die Clari-Marie nahm sie bei der Hand, aus ihrer Stimme klang eine leise Unruhe. „Zeig her — hast — hast Fieber?“ Sie griff dem Mädchen den Puls; einen Augenblick stand sie still, die weiche Hand der Severina war wie Samt an ihren glasigen Fingern. Jetzt ging ein Schauder durch des Mädchens Gestalt.

„Leg dich nieder,“ sagte die Clari-Marie. Sie schob die Severina selber vom Ofen hinweg und in die Schlafkammer hinüber. „Hast dir am Ende doch etwas geholt bei dem Kind, der Maria,“ schalt sie, während jene sich entkleidete, und zweimal schritt sie die große Kammer auf und ab, als litte es sie nicht an einer und derselben Stelle. Nachher maß sie das Fieber, murmelte etwas in sich hinein und kramte dann in einem Schrank nach Kräutern und Tränken. Lange stand sie davor, wählte und legte wieder zurück, besann sich, kam zum Bett und ging wieder zum Schrank. Endlich schien sie gefunden zu haben, was sie suchte, aber in der Stube draußen, in die sie jetzt trat, hielt sie plötzlich inne, atmete zitternd und kurz, als ob ihr eng sei und besann sich wieder — lange. „Jesus, mein Gott,“ sagte sie, als sie nachher in die Küche ging, einen Trank für die Severina zu richten.

Die Clari-Marie war tags ihres Lebens keine zaghafte Frau gewesen. Ihren Weg war sie gegangen, wie es ihr recht dünkte, gefragt hatte sie keinen um sein Gefallen. Die Weiber vom Isengrund rühmten ihre sichere Hand, die Männer ihren Mut, der immer noch aushielt, wenn selbst dem Mann sich ein: „Herrgott, mach ein Ende“ auf die Lippen drängte. Und jetzt zitterte die Clari-Marie.

Es sah es ihr keiner an. Nach außen war sie dieselbe, bleich, ruhig, von klarem Blick und scharfer Rede. Nur sie wußte, daß das Zittern in ihr war. Sie konnte nicht essen und nicht schlafen.

Die Severina bat: „Leg dich doch, Base.“ Aber sie wies sie an: „Schlaf jetzt und kümmere dich um mich nicht, zuerst mußt jetzt du gesund sein, nachher kommt das andre.“ Dann ging sie hin und her zwischen Kammer, Stube und Küche, immer und nicht weiter, keinen andern Weg, nur zwischen Kammer, Stube und Küche.

Am Morgen des zweiten Tages, da die Severina lag, kam ein Bauer gelaufen: „Jesses, komm schnell, Clari-Marie, meine Frau — jetzt liegt sie in Krämpfen, du weißt ja.“

„Ich kommen?“ frug sie und sah ihn mit zornigen Augen an. „Das und das und das kannst ihr geben, der Frau, hast gehört?“

„Aber komm doch selber,“ drängte der, „sie will auch nicht sein ohne dich.“

„Um kein Geld kann ich kommen jetzt! Das Kind ist krank, die Severina, keinen Schritt komme ich fort jetzt.“

Im Flur ließ sie den Bauer stehen, die Mittel in Händen, die sie ihm gegeben hatte. Er wollte sie rufen, lief ihr nach in die Stube, aber sie trat eben in die Nebenkammer und kam nicht zurück, so ging er endlich seufzend und war der erste, der die Truttmannin umsonst um Hilfe gebeten hatte.

An diesem Abend wuchs das Fieber der Severina. Sie lag in den buntbedruckten Kissen des großen Bettes und hatte jetzt zwei Farben im Gesicht: das Weiß noch immer, nur gedämpft wie Seerosenblässe, wenn der Mond sie durchleuchtet, und daneben auf beiden Wangen ein heißes, fliegendes Rot; zwei Rosenfarben hatte die Severina. Die Clari-Marie stand in einer Kammerecke und sah sie an, während jene irre sprach, und mußte fast ein „Jesus, wie schön“ stammeln. Dann aber trat sie wieder zum Bett, legte nasse Tücher auf und kämpfte gegen das Fieber, das nicht weichen wollte. Die ganze Nacht währte der zähe, stumme Streit. Die Säcke unter den Augen der Clari-Marie waren von dunkeln Ringen umspannt. Manchmal hatte sie da im Isengrund um Leben und Tod gestritten; so bitterlich ernst war es noch keinmal gegangen! Gegen Morgen erhob sie sich von einem Stuhl, auf dem sie am Bett gesessen hatte, sah die Kranke an und ging zur Tür; aber auf der Schwelle kehrte sie um und setzte sich wieder. Es war ein seltsames Tun, das sie von da an wieder und wieder begann, als streite sie mit sich selber, als reiße sie etwas hin und her. Einmal, als sie eben wieder neue Kompressen aufgelegt hatte und die Severina zu schlummern schien, fuhr sie jäh auf, ging hastig in die Stube hinaus, nahm ein Tuch um, als müßte sie hinwegeilen. Und doch legte sie auch das Tuch wieder von sich, kam langsam zurück und setzte sich wieder ans Bett.

Dann kam der Morgen, der mit fahlem Licht durch das Fenster zündete. Langsam wandelte sich überall das Nachtschwarz in Grau, an der Diele, den Wänden, den weißen Bodenbreitern und am Bett der Severina, nur der ihr Gesicht war jetzt wieder bleich und bleicher als der fahle Tag. Sie schlief. Da stand die Clari-Marie doch auf, wankte, als sie vom Stuhl hinwegschritt, nahm sich aber zusammen, glättete die Haare am grauen Scheitel und ging aus der Stube und Haus, ging raschen, ruhigen Schrittes gaßab und straßüber an die Haustür klopfen, wo der Jaun, der Doktor, wohnte.

Zwei Köpfe fuhren aus den Fenstern, oben der des Bauern, bei dem der Jaun wohnte, unten der der Cille.

„Was ist? — Ja — ja — du?“ fragte diese.

„Der Jaun soll kommen! Herauf zu mir, jetzt gleich! Die Severina ist krank!“ Das war kurz und rauh hervorgestoßen. Die Clari-Marie wartete nicht; mit denselben sicheren Schritten ging sie zurück, mit denen sie gekommen war. Nur als sie beim Zieglerhaus wieder hineintrat, würgte sie etwas. Herrgott, Herrgott! Einen solchen Gang hast noch keinen tun müssen wie der so schwer!

Der Jaun ließ nicht auf sich warten. Er kam, wie er zu jedem Kranken ging, in seinen städtischen und doch ungeschickt geschneiderten schwarzen Kleidern, die Hosen kurz, die Ärmel lang, auf dem Kopf einen steifen runden Filz, wie ihn seiner Lebtag kein Bauer auf hatte. In der Hand brachte er eine kleine Ledertasche, in der er immer seine Utensilien trug. Just so unbeholfen wie in jede fremde Stube trat er in die wieder, wo er so lange daheim gewesen war; über die Schwelle stolperte er, so daß ihm der Hut ins Gesicht rückte. Darum sah er nicht gleich, daß die Stube leer war. Nachher legte er Hut und Tasche ab und strich sich mit der Hand über die Stirn, auf der ihm der Schweiß stand, obwohl er nicht zu rasch gelaufen war. Er sah scheu nach der Kammer hinüber, deren Tür angelehnt war und wo er die Clari-Marie und die Severina erriet. Da kam die Cille, die ihm nachgegangen war, bleich, den langen Oberkörper ein wenig mehr noch als früher vornüberhängend, das volle Haar auch schon grau, herein. „Wo sind sie?“ fragte sie leise auf der Schwelle.

Der Jaun nickte gegen die Tür hin und war so leichenblaß im Gesicht, daß die hochbogigen schwarzen Brauen wie Farbstriche schienen und die scheu blickenden Augen wie Kugeln. Dann ging er zur Nebenkammertür, die die Clari-Marie just da von innen aufzog. Auch über diese Schwelle stolperte der Jaun, und vor der Clari-Marie nickte er in Gedanken, als ob ihn ein vornehmer Kunde gerufen hätte, dem er besondere Höflichkeit schulde. Aber als er die Severina angeblickt hatte, fuhr ihm eine rote Flamme so jäh ins Gesicht, daß die Clari-Marie ihn staunend ansah; dann rückte er einen Stuhl zum Bett, setzte sich und faßte nach des Mädchens Hand. Jetzt war seine Art sicher und rasch. Die Severina, die noch immer geschlafen hatte, erwachte. Sie war noch sehr matt, nichts verriet, daß sie aufwachte, als daß die Lider sich hoben und in dem schmalen Gesichtlein wieder die schimmernden Augen standen. Plötzlich sagte sie: „Jesses, der Jaun!“ und lächelte dazu.

Der Jaun hielt ihre Hand und sah auf die Uhr, ließ die Hand fallen und legte die seine auf die Stirn der Severina, nahm sie weg und brachte sein Ohr an ihre Brust. Zuerst war er ganz ruhig und seine Art die gemessene des klugen Arztes. Aber als die Untersuchung weiter schritt, war es auf einmal, als gehe sein Atem rascher. Die Cille stand an der Tür und sah auf ihn, und die Clari-Marie hatte sich zu Füßen des Bettes aufgestellt und wandte kein Auge von ihm.

Jetzt hob sich auf einmal Jauns ganze Gestalt und schütterte unter stoßweisem Atem.

„Was hast, Jaun, du zitterst ganz?“ sagte leise die Severina. Da ließ er mit einem Ruck von ihr. „Eis —

holt Eis, Mutter, beim Löwenwirt bekommt Ihr", sagte er zur Cille mit kurzer Stimme, die keinen Klang hatte. Er selber stand auf und ging der Tür zu. „Ich muß — eine Medizin will ich holen", stieß er heraus. Als er in der Stube war und die Tür hinter ihm zuging, entfuhr ihm ein Achzen, als risse etwas in ihm entzwei, und dann sah er die Cille nicht mehr an, die ihn etwas fragte, und rannte hinaus.

(Fortsetzung folgt)

Der König.

Mozartskizze von Marga Stiehler.

Potsdam 1789 im Maien. — Der Herr Waldhornist Türrschmidt hatte einen lieben Gast. Sein Freund, Wolfgang Amadeus Mozart aus Wien — den er auf einer Konzertreise in Paris kennen gelernt, war in seinem Hause, Bassinplatz Nr. 10, abgestiegen. Fürst von Lichnowsky hatte den Wiener Meister in seinem eigenen Wagen mitgebracht, um ihn dem König Friedrich Wilhelm II. vorzustellen. Damals stand noch in der Mitte des von einem eisernen Gitter umzäunten Bassins das berühmte Tabakhäuschen des Soldatenkönigs Friedrich Wilhelm I.

Vor dem im Barockstil erbauten Hause, darin Türrschmidt wohnte — es ist bis auf den heutigen Tag erhalten — dufteten die Linden. Aus den weitgeöffneten Fenstern drang fröhliches Schwatzen, so daß die in der Lindenplantage spazierenden Potsdamer wohl den Schritt anhielten, in der Hoffnung, wieder einmal ein kleines Freikonzert genießen zu können. Da hielt vor dem Hause eine königliche Kutsche. Eilfertig sprang der silberbetreßte Diener herab und riß den Wagenschlag auf. Ein zierlicher Herr im lichtblauen, goldgestickten Rock, den Dreispitz auf dem gepuderten Haar, entstieg dem Wagen und eilte leichtfüßig durch die Mitteltür des breiten, holzgeschnittenen Tores.

Die Spaziergänger blieben stehen. „Das war doch der berühmte Mozart! Schon mit sieben Jahren soll er komponiert haben."

„Hab' ich auch", sagte ein junger Berliner, den die Baumblüte nach Potsdam gelockt hatte, „man schreibt nur solche Kleinigkeiten nicht immer auf", und unter lustigem Gelächter ging man weiter.

Oben wurde der Meister schon erwartet, vor allem von den Damen, denen hatte es sein allzeit heiteres Temperament besonders angetan. Galant küßte er ihnen die Fingerspitzen mit der nur ihm eigenen Zartheit — wie sie meinten.

Der Herr Kammermusikus Semler trat an ihn heran. „Nun, wie war's im Schloß?"

„O, Seine Majestät waren äußerst huldvoll zu mir und boten mir eine Stellung als Kapellmeister mit einem Jahresgehalt von 3000 Talern an, aber —"

„Na, da gibt's doch kein „Aber"", warf Semler ein.

Fast vorwurfsvoll sah Mozart zu ihm auf: „Soll ich meinen Kaiser verlassen?" Dann berichtete er weiter, indem er eine goldene Dose hervorzog: „Da, schaut's, hundert Friedrichsdor sind darin, drei Quartette soll ich dafür schreiben. Ich werde besonders das Cello dominieren lassen, das Seine Majestät oft selbsten spielen ... Aber wo bleibt Madame Niklas, unseres Semlers vielliebe Frau Schwester?"

Es war allen bekannt, daß die schöne Frau Sophie 1784 die Constance in Mozarts „Entführung" mit vielem Beifall gesungen. Als wäre des Meisters Wunsch Befehl, so öffnete sich auch allsogleich die Tür, und die Erwartete trat ein, jung, frühlingsfrisch, mit leicht gepudertem blondem Gelock um das reizende Köpfchen, im spitzenüberrieselten, weitausbauschenden Kleid.

Lebhafte Begrüßung. „Wo ich so lange war? — Herum spaziert, mit Don Juan", — und auf Mozarts fragenden Blick — „so hab' ich Nero, meine schwarze Dogge, Euch zu Ehren umgetauft." Sie ließ sich in einen der goldfüßigen Sessel fallen. „An der Windmühle waren wir", fuhr sie fort, „und denkt Euch, plötzlich stand eine Zigeunerin vor mir, alt und häßlich. Ich mußte Don Juan, der nur junge Weibsleute leiden mag, fest am Halsband halten, sonst wäre er der Alten an die Kehle gefahren. Na, und dann hat sie mir wahrgesagt: „Wohledle Frau, heute noch wird Euch ein König küssen". Sie breitete lachend die Arme aus.

„Ein König?"

„Jawohl, ein König, und sein Zepter reiche über die ganze Welt! — Als dann die Alte gegangen, raschelte es wieder im Gebüsch, und diesmal war es ein Offizier, der Don Juan in Unruhe versetzte. Sei—ne Majes—tät, der König."

„Und er hat dich ... ?" fuhr Semler auf.

„... geküßt? Nein, Bruderherz, das nicht, er neigte, ein echter Kavalier, den Degen und ging mit stummem Gruß an mir vorüber."

„So lassen wir den König König sein, und machen lieber a bissel Musik", schlug Mozart vor und begann auf dem neuen Silbermannschen Instrument zu präludieren. Zunächst spielten Türrschmidt und Palsa auf ihren silbernen Waldhörnern ein selbstkomponiertes Duo. Braun und Semler holten die Geigen hervor, und schließlich sollte Mozart auf dem Klavier phantasieren. Der Architekt Sartory, ein weitgereister Herr und auch in der Musik wohlberaten, schlug ein Thema vor, ein zweites fand sich dazu, und als Sophie hinter den Klavierstuhl trat, um das heitere Spiel von Mozarts Künstlerhänden besser verfolgen zu können, sah der Meister zu ihr auf und fragte: „Na, haben's auch ein Themerl auf'm Gewissen?" Sie sang ihm eins vor, und sogleich begann er in perlendem Spiel, die drei Themen ineinander zu schlingen und wieder zu lösen. Zuerst im scharf akzentuierten Marschtempo. Während er spielte, stieg eine versunkene Zeit vor ihm auf. Er sah „den Alten Fritz", den siegreichen König, auf seinem goldgezäumten Schimmel durch Potsdams blumengeschmückte Straßen reiten. Die wetterharten Soldaten marschierten einmal nach dem einen, dann nach dem andern der vorgeschriebenen Themen. Allmählich schien sich der Zug in der Ferne zu verlieren, leiser wurden die Klänge, um bald ganz zu verstummen.

Zart und lieblich schwebte dafür aus den Tasten ein Menuett hervor. So anschaulich war die Musik, daß die Zuhörer die eleganten, buntbefrackten Herren zu sehen meinten, wie sie den in lichte Gewänder gekleideten Damen mit blitzenden Steinen im hochgetürmten, gepuderten Haar die ringgeschmückten Hände reichten. Im graziösen Tanze verflochten sich auch hier die drei Themen zu neckischem Spiel. Selbst Frau Sophie wiegte sich in den Hüften.

Fast unmerklich leitete Mozart vom leichten, tändelnden Rhythmus zu ernsten, dunklen Akkorden über.

Ein hoher, heiliger Dom schien aus den Harmonien heraus zu wachsen. Klangvoll sieghaft vereinigten sich jetzt die drei Themen zu einer gewaltigen, im Bachschen Stil aufgebauten Fuge, in höchst künstlerischer Vollendung.

Vor dem Hause hatten sich unzählige Menschen angesammelt, atemlos lauschend. Als das Spiel geendet, brach jubelnder Beifall aus.

Sophie streckte dem Meister beide Hände entgegen. Sie suchte nach Worten. Alles, was sie sagen wollte, erschien ihr banal, diesem Können gegenüber. „Mozart, Ihr seid kein gewöhnlicher Sterblicher, ein Fürst seid Ihr unter den Musikanten — nein — ein König!"

Und der Meister, selbst noch durchglüht von dem beglückenden Feuer seiner eigenen Kunst, sprang auf: „Was bin ich?" rief er, und seine Augen leuchteten. „Was bin ich, ein König? Ei, wenn ich ein König bin, dann darf ich auch die schöne Sophie Niklas küssen!"

Und ehe es sich die Überraschte versah, nahm er ihren Kopf in beide Hände und küßte sie herzhaft auf beide Wangen, zuletzt auf den oft so köstlich singenden Mund. —

Als man später beim heiteren Mahle saß, sagte Mozart: „Das muß ich gleich heute meinem Stanzerl berichten, eh's ihr irgend a lästerliches Klatschmaul hinterbringt, daß ich die schöne Sophie geküßt. Aber mein liebstes, bestes Weibchen weiß ja selbst am besten, wie treu und zärtlich sein Wolferl es liebt."

Schotten zu!

Skizze von Werner Krueger=Hamburg.

Während die „Reliance" in Vigo Kohlen bunkerte, mit mißtönig quietschenden Ketten und dem feinen Staub, der durch die tropisch warme Luft quirlte, stand Steuermann Harry Heil an der Reling und betrachtete gedankenlos die letzten durch die herunter gelassene Freitreppe aufgenommenen Rio=Fahrgäste. Meist Mittschiffleute — nur wenige zweiter Klasse darunter. Als aber die Inhaberin des einen Fahrscheins langsam die Stufen emporstieg, fuhr er zusammen, daß ihm die Pfeife aus den Zähnen fiel.

Die da mit ruhigen, ausgeglichenen Bewegungen in stolzer Haltung zu ihm herauf kam, das war Meta, seine geschiedene Frau, und das Kind in Spitzen und goldblonden Haaren, das mit süßen Blauaugen in die lachende Tropenwelt hinein schaute, das war Christa, seine Tochter; damals, als er bei Nacht und Nebel das Haus verließ, ein Gewürge von Bändern und Schleifen in seidenen Steckkissen, auf das er seine heißen Lippen gedrückt hatte, irgendwohin, wo er gerade das kleine rosige Näschen vermutet hatte.

Harry Heil sank in sich zusammen und schlüpfte wieselglatt durch die Tauwerkkästen hindurch, dann mittschiffs nach den Proviansträumen, immer noch mit krummem Rücken, sich an den Eisenbeschlägen das eine Knie schindend.

Ob sie ihn gesehen hatte?

Und wenn jetzt auch nicht, ein Wiedersehen war ja unvermeidlich, da er als Erster den ganzen Tag auf der Brücke stand und gewöhnlich inmitten einer Schar aufmerksamer Fahrgastkiebitze auf dem Promenadendeck Sonne, Mond und Sterne mit dem Heliometer anpeilte!

Jammervoll!

Und wie er jetzt dastand, zogen wieder alle die Bilder an seinem Auge vorbei, seine Heirat, die beiden Jahre der Ehe, das Kind und — und — die große, wahnsinnige, unbezwingbare Sehnsucht nach dem Meere!

Auf dem Schiff erhielt er die Scheidung. Manchmal nur, wenn sie, die unendlich weite See mit den weißen Gischtkämmen und grünen Wogenbergen, nicht das aufwiegen wollte, was sie, die Frau im Heimatland mit den linden Händen und den heißen Lippen, zu geben vermochte, dann verkroch er sich irgendwo hinter dem Ballast und heulte über sein verpfuschtes Leben! — — —

„Onkel Offizier!" sagte neben ihm ein kleines Stimmchen, als er den Theodolit zusammenschraubte, „Onkel Offizier, was willst du denn nach der Sonne schießen?"

Er sah an sich herab und sah in die tiefe, reine Bläue zweier großer Augen, so wie sie ihn einst aus seines Weibes Augen anlachte.

„Christa!" sagte er und biß die Zähne knirschend fest.

„So heiße ich, Onkel Offizier", nickte die Kleine, „aber sag' mal, kennst du mich?"

Er schüttelte schweigend den Kopf und fühlte mit schlagendem Herzen, wie sich eine kleine Patschhand in die seine stahl.

„Onkel Offizier, zeig' mir das Schiff, bitte!"

Da ging er mit ihr hinab; sie trippelte mit vorsichtigen Schrittchen und hielt den blonden Wuschelkopf gar altklug empor gehoben. —

Sie trafen sich alle Tage nun, das kleine Fräulein und der große Onkel Offizier, irgendwo auf dem Schiff, nach raffiniert abgekartetem Rendez=vous=Plan, denn die Mutter sah es ja nicht.

Die lag seekrank in der Kabine. — — —

Eines Tages aber, als sich der erste Steuermann Heil gerade wieder zum Rendez=vous=Platz begeben wollte, einer kleinen Luke am äußersten Ende des Promenadendecks, die Taschen voll Schokolade und ähnlicher Schleckereien, da zog ein dicker Zeigefinger einen schweren schwarzen Strich durch seine Rechnung.

Der Zeigefinger war der brummige Käpp'n Hagelücken, der auf die Brücke gestelzt kam, die blaue Mopsnase ein wenig von Rum gerötet, und brummelte: „Heil! Erster Ingenieur ist krank. Verstehen verdammt viel vom Schiffbau. Selbst mal hinunter gehen! Schotten schließen nicht. Letztes Manöver schweinemäßig verlaufen. Untersuchen! Mechanikergast Bescheid sagen!"

Noch einen sehnsüchtigen Blick warf der Steuermann auf die Luke, wo jetzt sein Herzblatt warten mochte — die Kleine war immer schon fünf Minuten früher da —, dann kletterte er hinab.

Der Käpp'n hatte recht. Die linke Schotte zur Sektion VII schloß überhaupt nicht, und die andere hatte ihre Mucken. Außerdem war der ganze Kram verrostet. Furchtbar!

So kletterte er denn an diesem Nachmittag in den Lagerraum hinein, der wegen der nicht funktionierenden Schotten natürlich leer war, und drehte erst einmal den Versuchshahn auf, um die Wasserleitung zu prüfen. Beim Manöver lief diese Kabine völlig voll Wasser, und die gut schließende Schottür hielt trotzdem gegen den Druck. Das Wasser strömte rauschend herein. Heil wollte weiter aufdrehen, hielt aber plötzlich den durchgerosteten Hahn in der Hand. Abgebrochen! Prosit Mahlzeit! Eine Weile betrachtete er das Ganze noch ärgerlich, dann merkte er, daß ihm das Wasser bis an die Knöchel stieg. Also watete er nach der Tür.

Dort aber erbleichte er.

Die tückische, stets versagende Tür hatte sich in der Zwischenzeit von selbst und beinahe lautlos geschlossen! Eine Öffnung von innen war mechanisch nicht vorgesehen, also unmöglich.

Gute Nacht, Onkel Offizier!

Langsam stieg ihm das Wasser bis zur Brust. Da kletterte er auf die äußerste Querstrebe hinauf und blickte auf die ruhig daliegende See hinaus.

Ade, mein geliebtes Meer! Ade, Meta! Ade, kleine, liebe Christa!

Er fingerte mit steifen Gliedern ein kleines Bild aus der Tasche, das er selbst von Christa geknipst hatte, und betrachtete es wehmütig.

Dann kam die Nacht. — — —

Die kleine Christa hatte an diesem Nachmittag vergeblich gewartet.

Als Heil aber auch am nächsten Morgen nicht erschien, trippelte sie energisch über das Promenadendeck nach der Kommandobrücke. Dort stand der brummige Käpp'n. Er war sehr wütend auf seinen Ersten, der wahrscheinlich alles verschlafen hatte und die Morgenpeilung vergaß. — Sie zupfte ihn am Ärmel. „Wo ist der gute Onkel Offizier?"

Käpp'n Hagelücken sah herab. Dann nahm er die kleine Hand des Mädchens fest in seine und stieg hinab in die Kabine des pflichtvergessenen Ersten. Als er hier aber das Bett unberührt fand, zuckte plötzlich eine jähe, furchtbare Erinnerung durch sein Hirn.

Er rannte nach dem Maschinenraum, dann mit zwei Mechanikern nach der Sektion VII. Dort brach man die Tür auf. Und während die Mechaniker wie die Teufel pumpten, um des Wassers Herr zu werden, nahmen Hagelücken und der Zweite ihren Ersten von der obersten Querstrebe herab.

Sein Herz schlug noch ganz schwach. In der Hand hielt er das Bild eines kleinen Blondköpfchens. Das aber trippelte jammernd hinter dem Zuge her.

„Mein guter Onkel Offizier!" — —

Als Heil erwachte, beugten sich zwei große blaue Augen über ihn, ganz wie die Christas.

„Ich will deine Liebe mit ihr teilen, Harry", sagte eine linde Stimme, „mit ihr, deiner Geliebten, der See!"



Bunte Chronik

* **Der Löwe unter dem Bett.** Ein englischer Kolonist, Mr. Norton, Besitzer einer Farm in Südafrika, erwachte eines Nachts, da er unter dem Bett ein verdächtiges Geräusch hörte. Er zündete das Licht an und sah zu seinem Entsetzen, wie ein riesiger Löwe aus seinem Versteck unter dem Bett herauskroch. Der Löwe guckte sich den Mann an, der vor Schreck keine Bewegung zu machen wagte. Dann ging das Tier langsam durch die offenstehende Tür hinaus. Auf dem Hofe zerriß der König der Wüste drei Hunde und nahm ein junges Kalb als Andenken an seinen Besuch in der Farm mit nach Hause. Dabei hat der Löwe keinem einzigen Menschen ein Leid zugefügt.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.